

Mit dem Wasser der Sintflut gewaschen

Gen 6,1–9,29: Vom Wandel Gottes

Menschliches Leben ist ohne Wasser nicht vorstellbar, denn ohne Wasser verbringen wir keinen einzigen Tag. Wasser ist deshalb immer schon Inbegriff für das Lebensnotwendige. Unabhängig von Zeit, Kultur oder Herkunft spricht das Symbol des Wassers jeden Menschen unmittelbar an.

Der antike Mensch erlebte sich den Naturgewalten in einem heute kaum mehr vorstellbaren Maße ausgesetzt. Sowohl im Zuviel des Wassers, der »tosenden Flut«, als auch im Zuwenig, der Dürre, waren tatsächliche Lebensbedrohungen gegeben.

Die Heilige Schrift verortet das Wasser am Urbeginn, bei der Schöpfung. Zugleich weiß sie um die elementare Gefährdung alles Geschaffenen durch eine Überschwemmung, im extremsten Falle durch eine Sintflut.

Nachdem Israel in seinem Schöpfungsglauben beschrieben hat, wie die Schöpfung durch ein Ordnen der Chaoswasser vonstatten geht (vgl. Gen 1,1–10), nimmt die Urgeschichte ihren Lauf. Die mythischen Urzeiterzählungen von Adam und Eva, Kain und Abel bis hin zum Turmbau zu Babel reihen sich aneinander. Die Menschenschöpfungserzählung kommt nicht ohne wichtige Hinweise auf das Wasser aus. Feuchtigkeit steigt aus der Erde auf und tränkt den Ackerboden (Gen 2,6). Es versteht sich fast von selbst, dass der Paradiesgarten mit einer Wasserquelle gesegnet ist (vgl. Gen 2,10–14), denn um üppiges Grünen und Blühen zu ermöglichen, gehört vor allem ausreichend Wasser. Demgegenüber entzieht sich der Regen außerhalb des Gartens jeder Verfügung oder Planbarkeit (Gen 2,5). Nach der Vertreibung aus dem Paradies ist somit der Ertrag an Früchten und Pflanzen aller Art grundlegend gefährdet und damit auch das Wohlergehen des Menschen.

Der Faden der Geschlechterfolgen nach Adam und Eva wird in den ersten Kapiteln der Bibel zunächst einfach weitergesponnen, bis nur wenig später Wasser wiederum eine ganz entscheidende Rolle spielt: in der Erzählung von der großen Flut. Die Reihe der Nachkommen Kains bzw. Adams eröffnet einen Horizont, in dem sich die Geschichte Gottes mit diesen Menschen und Sippen einschreiben kann. Zukunftserwartung wird geweckt und aufgebaut. Doch dann schlägt die Stimmung jäh und regelrecht unvermittelt um:

»Der Herr sah, dass auf der Erde die Schlechtigkeit des Menschen zunahm und dass alles Sinnen und Trachten seines Herzens immer nur böse war. Da reute es den Herrn, auf der Erde den Menschen gemacht zu haben, und es tat seinem Herzen weh. Der Herr sagte: Ich will den Menschen, den ich erschaffen habe, vom Erdboden vertilgen, mit ihm auch das Vieh, die Kriechtiere und die Vögel des Himmels, denn es reut mich, sie gemacht zu haben.«
(GEN 6,5–7)

Hier erschrickt der Leser: Soll das schon alles gewesen sein? Soll die ganze Schöpfung wieder ausgelöscht werden? Warum dann dieser große Auftakt und die minutiöse Aufzählung all der Nachkommenschaft, die nach Adam und Eva geboren wurde? Muss und kann Gott, der Schöpfer selbst, wirklich bereuen, was er geschaffen hat? In diesen Zusammenhang gehört die Umdeutung des althochdeutschen Wortes »Sintflut/ sinvluot«, das eigentlich eine die ganze Erde betreffenden Flut (von »sin-« = immer, überall) meint, zu »Sündflut«. Dort, wo die Sünde zur regelrechten Flut angeschwollen ist, folgt die Wasserflut als Strafe für diese Sünde. Dort kann es dann keine Rettung mehr geben. Aber halt, ein Hoffnungsschimmer bleibt: »Nur Noach fand Gnade in den Augen des Herrn« (Gen 6,8). Dann folgt die wohlbekannte Geschichte vom Bau der Arche und der Rettung des Noach mit seiner Familie und den Tieren, die bei ihnen waren. In dieser Erzählung geht es um die massive, vernichtende Kraft des Wassers: Durch das Wasser kommen alle Lebewesen um, die sich nicht auf die Arche retten konnten.

Zu einer Sintfluterzählung gehört notwendigerweise mindestens ein Überlebender – denn wie sonst sollte von einer solchen Katastrophe bis in fernste Fernen hinein berichtet werden? Wenn wirklich alles in der Flut vernichtet worden wäre – dann wäre die Schöpfung grundsätzlich verstummt. Selbst in einfachen und frühen Formen solcher Erzählungen fehlt also das Motiv des Überlebenden nicht.

Von einer alles Leben bedrohenden großen Flut – einer Sintflut – erzählen verschiedene Kulturen auf allen Kontinenten dieser Erde zu unterschiedlichen Zeiten. Die Sintfluterzählung ist nichts, was erst durch die Heilige Schrift Israels in die Welt gekommen wäre. Vielmehr lassen sich Anklänge an Sintflut-Erzählungen aus dem Zweistromland Mesopotamien deutlich nachweisen, die bis ins zweite Jahrtausend vor Christus zurückreichen. Am bekanntesten ist vermutlich das Gilgamesch-Epos, von dem einzelne Motive in die biblische Erzählung Eingang gefunden haben.

Schöpfung und Erhaltung – Chaos und Vernichtung

Schöpfung und Sintflut sind zwei Seiten einer Medaille: Schöpfung verdankt sich ganz und gar und besteht nicht aus sich selbst. Deshalb ist und bleibt sie gefährdet bis hin zur vollständigen Vernichtung.

Auch wenn wir in unseren Zeiten den Naturgewalten nicht mehr so unmittelbar ausgesetzt sind wie die Menschen antiker Gesellschaften, so sind doch Bilder von Jahrhundertüberflutungen in Deutschland und Europa sowie asiatischen Tsunamis in das kollektive Gedächtnis auch unserer Jahrzehnte eingegraben. Die Zerstörung nahm unvorstellbare Ausmaße an, Menschen kamen ums Leben. Wasser bringt nicht nur Leben, es reißt auch in den Tod – selten war diese Erfahrung so nah und so bitter wie nach den Hochwasserkatastrophen der vergangenen Jahre.

In seinen Psalmen besingt Israel den Schöpfer dafür, den Wassern eine Grenze gesetzt zu haben, die sie nicht überschreiten dürfen (Ps 104). Die Grenzen markieren dabei den Bereich der ungebändigten Wasser und damit des lebensbedrohlichen Bereichs. In der Liturgie einer katholischen Osternacht folgt dieser Schöpfungshymnus des Psalms 104 keinesfalls zufällig auf die Lesung der Schöpfungserzählung Genesis 1. Hier wie dort schwingt die Gefahr des Wassers, das alles Leben auszulöschen vermag, als Unterton mit.

Die nahezu weltweite Verbreitung der Sintfluterzählung macht deutlich, dass hier etwas für die Menschheit Grundlegendes ausgesagt ist: Seit den frühesten Stadien der Menschheitsgeschichte, die uns durch Zeugnisse zugänglich sind, weiß der Mensch sich nicht nur in seiner einzelnen persönlichen Existenz oder der seines Stammes bzw. seiner Familie oder seines Clans gefährdet, sondern auch als Mitglied der einen und einzigen Menschheitsfamilie. Das Wissen um die Gefährdung der Menschheit als ganzer ist die »Rückseite« des Wissens um die Schöpfung, verhält sich dazu komplementär – der Schöpfer kann seine Schöpfung zurücknehmen. Einen Widerhall findet die Botschaft in der Apokalyptik und ihren Bildern mächtiger und großer weltumspannender Katastrophen.

Der Zugang zu dieser Bildwelt ist fremd geworden, überlagert von der vorherrschenden Rede von der Güte und Menschenfreundlichkeit Gottes – da hat Vernichtungsbereitschaft und Zorn keinen Platz. Für heutige Glaubensverkündigung ist eine als dunkel erlebte Seite der Gottesbotschaft weniger denn je zugänglich. Weil in den vorausgegangenen Jahrzehnten die drohende Seite desjenigen Gottes, der »alles sieht«, überbetont wurde, hat sich die Verkündigung insbesondere seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil auf die freimachende Botschaft des liebenden und barmherzigen Gottes konzentriert. Das ist richtig und das ist gut und angemessen. Wenn die Rede sich allerdings derart ausschließlich auf den »lieben Gott« konzentriert, geht damit eine Facette des Gottesbilds regelrecht verloren. Sie kommt aber bei bestimmten Gelegenheiten – dann oft abrupt und mit großer Wucht – an die Oberfläche, wenn sich etwa schlimme Unglücksfälle ereignen, wo die Rede vom »lieben Gott« zu kurz greift und darum nicht trägt. Insbesondere nach verheerenden Naturkatastrophen kann man derartige Fragen und Deutungsmuster bis in die Medienlandschaft hinein verfolgen. Die Sprache darf sich nicht zu eng auf bestimmte bevorzugte Gottesbilder festlegen lassen, wenn das Zeugnis der Bibel den Erfahrungshorizont doch so viel weiter gespannt hat.

Metaphorische Redeweise

Zugleich muss eine noch grundsätzlichere Bemerkung gemacht werden, die als Leseschlüssel für jedes biblische Zeugnis verstanden sein möchte: Unsere menschliche Sprache bezieht sich zwar wirklich auf Gott, wenn wir

von ihm reden, sie kann ihn jedoch nicht ganz und gar erfassen. Das 4. Laterankonzil formulierte im Jahr 1215 dazu den bis heute gültigen und klassisch gewordenen Satz: »Zwischen dem Schöpfer und dem Geschöpf kann man keine so große Ähnlichkeit feststellen, dass zwischen ihnen keine noch größere Unähnlichkeit festzustellen wäre.« (DH 806). Gott ist über alles, was wir verstehen oder sagen können, unendlich erhaben. Insofern ist er der verborgene Gott (Jes 45,15).

Alles Reden von Gott hat metaphorischen Charakter. Bei Aussagen wie »Gott ist der Fels meines Heiles« sind sich die meisten des metaphorischen Charakters der Aussage durchaus bewusst. Die Bildlichkeit wird sozusagen gleich mitgeliefert. Anders verhält es sich mit einem Satz wie »Gott ist die Liebe«. Nicht wenige wären geneigt, hier eine wirkliche Aussage über eine Wesensart Gottes im Sinne einer begrifflichen Bestimmung zu erkennen. Das aber ist nicht zutreffend. Der Satz »Gott ist die Liebe« ist eine ebensolche metaphorische, d. h. bildliche Rede von Gott wie der vom »Fels meines Heils«. Dort, wo die Bibel vom Zorn Gottes spricht, von seinem Vernichtungswillen der Schöpfung gegenüber, meint sie damit keine überzeitliche Eigenschaft oder ein überzeitliches Wesensmerkmal Gottes, sondern es geht um Gottes Taten in der Zeit. Anders gesagt, werden menschliche Erfahrungen mit Gott in dieser Art und Weise ausgedrückt.

Eine Eigentümlichkeit des biblischen Gottesglaubens besteht genau im Umgang mit Bildern: Während das Bilderverbot im Bereich des Kultes und der Kunst eine herausragende Stellung einnimmt, scheint es sich mit den sprachlichen Bildern genau anders zu verhalten – diese finden sich in großer Zahl. Gottes Geheimnis und Einzigartigkeit wird also vor allem dadurch gewahrt, dass das menschliche Sprechen sich dem Geheimnis in einer Vielzahl von sprachlichen Bildern annähert. Diese können und sollen nicht reduziert und auf wenige oder gar ein einziges enggeführt werden. Weil die Gottesbilder sich aus den ganz und gar unterschiedlichen Erfahrungen der Menschen mit Gott speisen, bleiben sie vielgestaltig. Gleichrangig hingegen sind sie nicht. Gottes Zorn und Gottes Barmherzigkeit stehen nicht gleichwertig nebeneinander. Dennoch bleibt es auszuhalten, dass Gott sich den Menschen auch in seinem Zorn erschlossen hat.

Zorn Gottes

Zorn ist im gesamten Alten Orient die Tugend des Herrschers und damit eine politische Kategorie. Es ist kein unkontrollierter Ausbruch willkürlicher Emotionen, sondern ein höchst anspruchsvolles und durchaus kontrolliertes Handeln angesichts sichtbar gewordenen Unrechts. So entbrennt der göttliche Zorn, wenn Israel Gottes Walten, das ein gedeihliches Leben fördern will, Widerstand entgegensetzt. Der göttliche Zorn richtet sich darauf, diesen Widerstand zu vernichten. Er wird nicht nur negativ bewertet, vielmehr kann er gerade Zeichen und Größe der Souveränität Gottes sein.

Im Zwölfprophetenbuch gibt es ein wunderbares Beispiel dafür, wie beim Ringen zwischen Zorn und Barmherzigkeit Gottes die Barmherzigkeit Gottes die Oberhand behält und den Sieg davonträgt. Und dies ist kein Zeichen von Schwäche, sondern Anzeichen der Heiligkeit Gottes:

»Wie könnte ich dich preisgeben, Efraim,/ wie dich aufgeben, Israel? Wie könnte ich dich preisgeben wie Adma,/ dich behandeln wie Zebojim? Mein Herz wendet sich gegen mich,/ mein Mitleid lodert auf. Ich will meinen glühenden Zorn nicht vollstrecken/ und Efraim nicht noch einmal vernichten. Denn ich bin Gott, nicht ein Mensch,/ der Heilige in deiner Mitte./ Darum komme ich nicht in der Hitze des Zorns. (Hos 11, 8–9).

Die Rede von Gottes Zorn und zumindest der Möglichkeit, dass er seine Schöpfung auch wieder vollständig vernichten kann, gehört zur gesamtbiblischen Rede von Gott. Sie kann nicht – selbst aus vermeintlich pastoralen Überlegungen – gänzlich ignoriert werden. Pastoral angemessen wäre es aber, zu einem Verstehen zu verhelfen, diesen Zorn nicht als überzeitliche Wesenseigenart, sondern als ein aktives Tun und Handeln verstehen zu lernen, das im Dienst des umfassenden Heilswillens Gottes steht.

In der Bibel ist die Sintflut eine Konsequenz aus dem Fehlverhalten der Menschen: »Der Herr sah, dass auf der Erde die Schlechtigkeit des Menschen zunahm und dass alles Sinnen und Trachten seines Herzens immer nur böse war« (Gen 6,5), sodass Gott bereut – so die anthropomorphe Rede – den Menschen geschaffen zu haben. Auch wenn der Hang des Menschen zum Bösen nach der Sintflut keineswegs aus der Welt verschwunden ist, so gilt nun die Zusage Gottes, dass er nie wieder alles Leben vernichten wird. Aus dem Wasser heraus wird Noach gerettet und Gott schließt mit ihm einen Bund. Noach bedeutet Zäsur und Neubeginn der Urgeschichte, die nun der Gefährdung durch die Sintflut zum Trotz weitergeht. Abraham, der Vater des Glaubens, betritt die Bühne. Er stammt vom Ahnherrn Sem, dem Erstgeborenen Noachs in langer Geschlechterfolge, ab. »Rettung aus dem Wasser« wird von Noach an ein biblisches Leitmotiv werden, das bis hinein in die christliche Tauftheologie eine ungeheure Nachwirkung entfaltet.

Der Schöpfer geht nicht einfach über alles menschliche Fehlverhalten hinweg, und dennoch nimmt er den Menschen ganz grundsätzlich und endgültig an. Seinen Ausdruck findet diese Annahme in der Gestalt des Bundes, den Gott mit den Menschen schließt. Auf diesem Fundament wird das Leben neu ermöglicht und steht fortan unter der Zusage der Erhaltung Gottes. Die Flut hat nicht den Menschen verändert, sondern Gott und sein Verhältnis zum Geschaffenen.

CLAUDIA STICHER, geb. 1971, Dr. theol., ist Pastoralreferentin, Lehrbeauftragte für alttestamentliche Exegese und persönliche Referentin von Kardinal Lehmann. Im vergangenen Jahr erschien von ihr das Buch »Wasser. Symbol des Lebens und des Glaubens«.